

Friedrich Kümmel

Zum Verhältnis von Leibniz' Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren (*principium identitatis indiscernibilium*) und seinem Gedanken der Individualität*

Voraussetzung der zunächst rein logisch ansetzenden Überlegung ist eine strenge Fassung des Identitätsbegriffs 'A = A', als unterschieden von der Satzstruktur 'A = B': Wenn etwas wie 'A' und 'B' einen Unterschied zeigt bzw. macht, kann es sich nicht mehr um *dasselbe* Ding handeln. Auch wenn etwas numerisch mehrfach auftritt (sich nur der Zahl nach unterscheidet) oder die Stelle wechselt (verschiedene raumzeitliche Örter einnimmt), ist es nicht mehr 'dasselbe' Ding. Eine Voraussetzung für diese Auffassung, aber auch bereits eine Konsequenz aus ihr ist, daß nicht nur ein Wechsel der Eigenschaften, sondern bereits die Veränderung der Zahl und des Ortes das Ding nicht unberührt läßt. Was einen Unterschied macht, kann nicht mehr 'dasselbe' sein. Die Folgerung daraus ist das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren (*principium identitatis indiscernibilium*). Nur was sich auf keine Weise unterscheiden läßt, kann als 'dasselbe' hingenommen werden. Was 'dasselbe' ist, wird damit zu einem strikt singulären Datum. Das logisch Neue an diesem Denkansatz und seine Konsequenzen für den Begriff des Individuellen sind ins Auge zu fassen.

Im aristotelischen Schema von Substanz und Akzidenz war das Einzelding definiert durch das, was *bleibt* (Substanz und wesentliche Eigenschaften), wenn anderes (Akzidentielles und Okkasionelles) *wechselt*. Dieser Wechsel von Eigenschaften und Umständen berührt insofern nicht die Selbigkeit des Dinges. Unterschiede dieser Art sind im Gegenteil notwendig, um den Begriff des Dinges mittels Zuschreibung von Eigenschaften und Abgrenzung von anderen Dingen bestimmen zu können.

Demgegenüber definiert Leibniz den Begriff der Identität (Selbigkeit) rein logisch bzw. analytisch durch das Nichtvorliegen bzw. den Ausschluß von Unterschieden. Was „identisch ist“, muß aus diesem Grunde „ununterscheidbar“ sein, und umgekehrt. Was einen Unterschied - welcher Art auch immer - macht, kann nicht mehr „identisch“ sein. „Identität“ und „Unterschiedenheit“ schließen sich logisch aus, es besteht zwischen beidem ein striktes „Entweder-Oder“ das im Sinne der ausschließenden Alternative oder im Sinne der Disjunktion verstanden werden kann. Demgegenüber war das aristotelisch verstandene Ding durch das Sowohl-als-auch ('und') in Verbindung mit dem 'oder' der nicht-ausschließenden Alternative definiert.

Wenn Leibniz sein Prinzip der Identität nicht überhaupt zu einer rein logischen, analytischen und insofern tautologischen Kategorie machen will, kann er es nicht mehr im Rahmen einer Logik der Alternativen formulieren. Mit dem Entweder-Oder (das hier nicht mehr nur als ausschließende Alternative verstanden werden will) ist auch das die Unterschied übergreifende „Allgemeine“ ortlos und gegenstandslos geworden. Damit ist die platonisch-aristotelische Art und Weise, Begriffe mittels eines gemeinsamen Genus und spezifischer Unterscheidungsmerkmale zu definieren, aus den Angeln gehoben. Ein so verstandenes „Allgemeines“ beansprucht, *gleichzeitig* den „Unterschied“ *und* das „Identischsein“ aussagen zu können und beides aufeinander zu beziehen. In diesem Sinne ist das *eine* „Ding“ von seinen „Eigenschaften“ unterschieden, und beides konnte gleichwohl in *einem* Begriff zusammengefaßt werden. Der Begriff, verstanden als das „Allgemeine“ des Dinges bzw. der Sache enthält stets *beide* Elemente, das Einssein *und* das Unterschiedensein, die Affirmation *und* die Negation, den Einschluß in eine Grenze *und* das Ausschließen von anderem in ein und demselben Bestimmungsvorgang. Eine solche Logik hatte bereits Platon in seinem „Sophistes“ ausgearbeitet und der parmenideischen Logik der strikten Dis-

* Es handelt sich bei diesem Aufsatz um ein bislang unveröffentlichtes Manuskript.

junktion von Sein und Nicht-sein entgegengesetzt. Was ist, ist *etwas* (Bestimmtes) im Unterschied zu *anderem*, was davon abgegrenzt bzw. ausgeschlossen werden kann.

Das von Leibniz formulierte Identitätsprinzip schließt wiederum an die parmenideische Logik der Disjunktion an und geht in der Abhebung auf das Individuelle gleichzeitig einen Schritt weiter als dieser: In der *Wirklichkeit* der existierenden Dinge kann es kein *Allgemeines* geben. *Wirklich sein* bzw. *Existieren* kann nur ein *Individuelles*. Für dieses aber gilt, was man selbst noch von den unzähligen Blättern der Bäume sagt: daß keine zwei sich in jeder Hinsicht gleich sind.

Zur Individualität des Individuellen gehört aber nicht seine unverwechselbare Konkretion und numerische Einzigkeit, sondern auch der „Ort“ und in Verbindung damit die zeiträumliche „Stelle“, die es eben als dieses Individuelle einnimmt. „Ort“ und „Stelle“ ist hier nicht gleichzusetzen. Der „Ort“ des Individuellen ist ebenfalls strikt individuell und geht in jeder Bewegung mit, während die zeiträumliche Stelle durch Verschiebbarkeit gekennzeichnet ist und einem allgemeinen Schematismus folgt. Raum und Zeit sind mit anderen Worten der Logik der Alternativen verpflichtet sind, während das Individuelle keine Alternative zu sich selber hat und immer nur das sein kann, was es ist.

Der raumzeitliche und begriffliche Bestimmungsvorgang liegt also auf einer anderen Ebene und betrifft das Individuelle nicht als ein solches. Der alte, negativ bleibende Ausdruck davon war, daß es vom Einzelnen keinen Begriff gäbe und daß es unaussagbar (ἄρητος) ist. Anders gesagt, kann weder das „Selbe“ noch das mit ihm verbundene „Sosein“ zu einer im Allgemeinen bestimmbaren und quantitativ verrechenbaren „Größe“ gemacht werden. Der Begriff der quantifizierbaren Größe bleibt im Sinne des Mehr-und/oder-Weniger grundsätzlich relativ. Er hängt mit dem Begriff eines vom konkreten Existierenden *ablösbaren* Allgemeinen zusammen und ist ohne ein solches Medium nicht denkbar. Damit ist nichts gegen den Gebrauch des allgemeinen Begriffs gesagt, sondern nur betont, daß er mit dem Existierenden *als solchem* nichts zu tun hat und es nicht „trifft“.

Das Leibnizsche Identischsein des Nichtunterscheidbaren bzw. das Nichtidentischsein des Unterschiedenen verlangt die Entfaltung seiner eigenen Logik. Es meint nicht, daß alles Singuläre *isoliert* und *getrennt* vom anderem existierendem Singulären würde – das wäre ein Verständnis gemäß der ein- und ausgrenzenden Logik der Alternativen. Im Gegenteil kann nun das alles Seiende verbindende universelle Netz erst eigentlich in Anschlag gebracht werden. Es gibt nun *zweierlei* Zusammensein des Seienden: ein universelles und ein zeiträumliches, und beides steht zueinander in Disjunktion. Das heißt nun aber keineswegs, daß die Welt wegen der doppelten Ordnung der Dinge in zwei getrennte Hälften zerfallen müßte. Das Absehen vom zeiträumlichen, quantifizierbaren Bezugsrahmen prägt dem Existierenden lediglich einen anderen Stempel auf. Es ist mit der Einsicht verbunden, daß Alles in Allem enthalten ist und Wirkungen nach allen Seiten hat, so wie es von allen Seiten her Wirkungen in sich aufnimmt. Die dadurch gewährleistete All-Einheit ist keineswegs eine homogene Masse und vielmehr in der Weise individueller Existenz höchst differenziert..

In einer Notiz vom 1. April 1676: „Meditatio de Principio Individui“ (ed. Jagodinski 1913¹) verknüpft Leibniz das Prinzip der Individualität in doppelter Weise mit dem Begriff der Kausalität. Zum einen nimmt er den Gedanken des *Enthaltenseins* der Ursache in der Wirkung auf, so daß eine bestimmte Wirkung niemals zwei verschiedene Ursachen haben kann, und umgekehrt. Das

¹ Meditatio de Principio Individui, zit. nach: Iwan Jagodinski, Leibnitiana Elementa Philosophiae Arcanae de Summa Rerum, mit russischer Übersetzung hrsg. v. Kazan, mit Korrekturen wiederabgedruckt bei A. Rivaud in: Revue de metaphysique et de morale, Vol 22 (1914), S. 94-120. Der Passus wird von mir zitiert aus der „Encyclopedia of Philosophy“, Vol. 4, Stichwort 'Leibniz', pp. 424 f., wo der Begriff der Verursachung (Causation) im Zusammenhang mit dem Prinzip der „Identity of indiscernibles“ abgehandelt wird.

heißt: jede Wirkung „enthält“ ihre Ursache *ganz und gar*; sie ist eben *Wirkung dieser Ursache* und keiner anderen. Wäre die Wirkung verschieden, so würde es sich auch um eine andere Ursache handeln. Diese Implikation der Wirkung in der Ursache, und umgekehrt, ist zunächst rein formal gedacht und könnte insofern als ein rein logisches, d. h. tautologisches Postulat betrachtet werden.

In Wirklichkeit aber geht eine ganz andere Konsequenz daraus hervor, die auf den ersten Blick befremdlich erscheinen muß. Leibniz wählt als Beispiel für derartige Verhältnisbestimmungen die Relationsbegriffe, die in der Antike große Schwierigkeiten bereitet hatten und zunächst immer nur im Sinn eines Relativismus und Skeptizismus verstanden werden konnten. Bei Platon heißt es im „Politikos“ und an anderen Stellen: Ein und dasselbe ist ein Größeres-und-Kleineres, je nachdem, von welcher Seite aus man es betrachtet: vom noch Größeren oder von einem Kleineren her. Um diese ins Unbegrenzte (ἄπειρον) verlaufende Relativität zu bannen, fragt Platon nach dem „Maß“ bzw. nach einer angemessenen „Mitte“, kraft deren ein Relatives *eben nicht nur* ein Relatives ist und sich in seinem Sein und So-sein zu erhalten vermag. Dieses Maß muß seiner Meinung nach durch eine dafür geeignete Konstruktion befestigt werden (vgl. den „Timaios“). Leichter macht es sich Aristoteles mit seinem Substanzbegriff, der zwischen Existenz und Essenz schillert und in seiner allgemeinen Fassung als Genus von vornherein das Gepräge des allgemeinen Begriffs an sich hat.

Leibniz verbindet demgegenüber den Gedanken der Individualität mit dem Gedanken des *Bewirkens*, das zuvor einem allgemeinen Gesetz unterworfen bzw. einer darauf bezogenen Ordnungsvorstellung anheimgestellt war. Ein solches allgemeines Gesetz gibt es nicht in Wirklichkeit. So wie bei Leibniz die Kategorie der Individualität von vornherein – unerachtet der Geschlossenheit der „Monaden“ – eine *Bezugskategorie* ist, so sind auch die vom Einen auf das Andere und auf das Ganze gehenden Wirkungen *nicht isolierbar*. Sie verlaufen nicht linear, sondern strahlen gleichsam nach allen Richtungen aus und d. h., jede lokale Wirkung verändert das ganze Feld mit. Alles trägt so – zumindest in der materiellen Wirklichkeit – die Spuren (traits) von allem und ist darin durch und durch „relativ“, was positiv gewendet heißt: *allseitig bezogen*. Was immer von und in *einem* geschieht, drückt sich auch *in allem anderen* „irgendwie“ mit aus.

Die auf das Einzelne als solches gehende und zugleich auf das ganze Feld bezogene Wirkung führt zu einer neuen, sehr eigenartigen Bestimmung des Begriffs der Kausalität. Dieser trägt nun nicht mehr dem isolierten Vorgang, sondern vielmehr dem Begriff der zunächst lediglich metaphysisch ausdrückbaren All-Einheit Rechnung („Alles ist mit allem verbunden“). Nicht aber erfüllt er ohne zusätzliche Kautelen weiterhin die Bedingung eines zu begrenzenden und in seiner Reichweite zu beschränkenden Vorgangs, wie die wissenschaftliche Untersuchung ihn verlangt. Hier wird Kausalität nach wie vor im Schema des Allgemeinen als eines Begrenzten und Begrenzenden *linear* gedacht und bleibt *lokal*, d. h. an eine bestimmte Stelle in Zeit und Raum gebunden.

Gemäß Leibniz' Konzeption der Kausalität teilt sich demgegenüber ein Ereignis bzw. ein Vorgang simultan nach allen Seiten hin irgendwie mit und bleibt im Radius seiner Auswirkung nicht beschränkt. Damit ist nicht nur für den Begriff der Individualität, sondern auch für den der Kausalität die *zeiträumliche Bindung aufgehoben*, wie sie dem Schema des allgemeinen Begriffs notwendig eigen ist. Diese Beschränkung des Allgemeinen war es, die den davon gänzlich unterschiedenen Begriff des Universellen lange Zeit gar nicht zu denken und logisch auszuarbeiten erlaubte.² Eine „Allwirkung“ verliert scheinbar jede Kontur und muß durch Linien bzw. Ketten der Kausalität ersetzt werden, die eine isolierende Behandlung des Einzelvorgangs ermöglichen. Diese Isolation erschien notwendig, weil sich im Bezug von Allem auf Alles ein jedes ins Unabsehbare zu verlieren schien.

² Eine Folge dieses Mangels ist die unbedachte Gleichsetzung des Allgemeinen und des Universellen im lateinischen Begriff des *universale*.

Leibniz hingegen gibt dem Begriff der Bezugsrelativität selbst eine neue Wendung, die in ihrer Radikalität geeignet ist, Widerspruch hervorzurufen: „Wenn ein anderes Ding größer wird als ich, indem es wächst, *geschieht auch irgendeine Veränderung in mir, denn eine Bestimmung meiner selbst* (scil. eben die in diesem Größenvergleich liegende) hat sich verändert, ... *und in dieser Weise sind alle Dinge in allen Dingen enthalten*“ (kursiv gesetzt von mir).³ Hier verliert sich Leibniz’ zufolge im Universellen *gar nichts*, vielmehr stehen Individuelles und Universelles zu einander in einem unmittelbaren Verhältnis genauester wechselseitiger Korrespondenz. Sie besagt einmal, daß, wenn sich *etwas* verändert, sich auch der *Zustand des Ganzen* mit verändert. Zum anderen aber ist diese Korrespondenz und Veränderung eine höchst spezifische, genau resonierende und insofern selbst ein individuelles Datum. Das *je* gegebene, zeitlich und räumlich bestimmte Individuelle und das als Gesamtzustand *je* gegebene, aber keinesfalls im Unbestimmten verschwimmende Universelle ist auf diese Weise in ein *unmittelbares* Verhältnis zueinander gebracht. Das Einzelne *als* Einzelnes korrespondiert *in je spezifischer* Weise mit anderem Einzelnen *und* mit dem Ganzen, so daß der Gedanke der *Bestimmtheit* nicht verabschiedet werden muß, sondern gerade umgekehrt zur *Vollbestimmtheit* gesteigert werden kann.⁴

Der so umschriebene Sachverhalt einer unmittelbaren Koinzidenz und Korrespondenz des Individuellen und Universellen wird von Leibniz auf die Kategorie der Kausalität übertragen und diese damit sowohl stärker eingeschränkt (*spezifischer gemacht*) als auch der Reichweite nach ausgedehnt (*entgrenzt*). Es ist nicht mehr möglich, einen so verstandenen kausalen Vorgang auf eine einzelne Wirkungskette zu beschränken und auf diese Weise (immer nur relativ) zu isolieren.

Andere Theoreme von Leibniz: z. B. daß dynamische Gesetze (wie z. B. die üblichen Naturgesetze) nicht *basal* sind und etwas Imaginäres (Ausgedachtes) an sich haben, oder daß zur Materie wesentlich die Aktivität gehört und die Körper als solche bloß phänomenal sind, lassen sich als weitere Folgerungen nahtlos an den entwickelten Gedankengang anschließen.

Daß die von Leibniz entwickelte Konzeption einer an individuelle Ereignisse anschließenden Kausalität der modernen Physik des ebenfalls nicht zeiträumlich begrenzten „Quantenfeldes“ entgegenkommt, liegt auf der Hand. Die All-Einheit erhält hier erstmals ihre naturwissenschaftliche Bestätigung und hört auf, ein bloß logisch ableitbares oder metaphysisch zu denkendes Theorem zu sein. Im Quantenfeld und nicht im äußeren Verhältnis der festen Körper liegt die *eigentliche Wirkungsdimension*, der gegenüber die Newtonschen Gesetze zum äußerlichen Verrechnungsschema degradiert werden. Das ihnen zugrunde liegende begrifflich Allgemeine, sei es als Gesetz oder als Norm verstanden, kann nur in einem höchst entfernten, abgeleiteten Sinn überhaupt als *Wirkungsfaktor* bezeichnet werden. Es wird – wenn überhaupt – nur über ein *vermittelndes Bewußtsein* handlungsbestimmend, und insofern sind auch Naturgesetze *gedachte* Gesetze und wollen als solche verstanden und angewandt werden.

Goethe beweist für die von Leibniz verhandelten Sachlagen ein sicheres Urteil, wenn er in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten die Rettung des Individuellen, Abweichenden vor dem es unterwerfenden und absorbierenden Allgemeinen (dem „tötenden Begriff“) zu seinem erklärten Anliegen macht. Auch er hält an der spekulativen Grundkategorie des Ganzen und seines Teils fest und unternimmt es, sie in die Sprache der Wissenschaft zu übersetzen. Und auch die Frühromantik kommt mit diesem über Kant hinausgehenden Schritt allererst in ihr Eigenes. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der unmittelbare Zusammenhang des Individuellen und Universellen – unter Zurückstellung, ja an entscheidenden Stellen unter Ausschluß des Allgemeinen – läßt sich auch in Schleiermachers Grundansatz finden. Die zentrale Bezugnahme, auf der alles Verstehen und Wirkenkönnen gründet, wird von ihm der sich unmittelbar auf das Universum beziehenden

³ A. a. O., S. 122. Die Stelle wird zitiert nach The Encyclopaedia of Philosophy, Vol. 4, Stichwort 'Leibniz', p. 424.

⁴ Demgegenüber kann ein Allgemeines weder voll bestimmt noch gänzlich unbestimmt sein.

Individualität übertragen, wie sie insbesondere in den frühen Schriften zur Darstellung gebracht wird.⁵ Auch in Schleiermachers Sinne kann man sagen, daß „Individualität“ von vornherein ein *kommunikativer* Sachverhalt ist und *als solche* eine *Bezugswirklichkeit* darstellt. Was im individuellen Bezug steht, bezieht sich von vornherein auf das „Universum“ bzw. auf eine „Totalität“, so daß umgekehrt das Universelle *eins* (koinzidierend) mit dem Individuellen wird.

Die zwischen Individualitäten hergestellte Beziehung ist auch hier nicht über ein bestimmtes und bestimmendes Allgemeines vermittelt und durch es kanalisiert – auf solche Weise könnte keine *ineins* individuelle und universelle Beziehung je zustande kommen! Der Begriff des vorgegebenen Allgemeinen und der Gedanke der freien Geselligkeit und Gesprächsführung schließen sich geradezu aus, so wie nach Leibniz Ursache-Wirkungs-Verhältnisse im *objektiven* Sinne mit den *begrifflich-allgemeinen* Nachbildungen und Vermittlungsversuchen nichts zu tun haben. In anderer Formulierung heißt das: „Individuelles“ (und das heißt für Schleiermacher wie für Leibniz: ein „wirklich Existierendes“) läßt sich grundsätzlich nicht von außen her bestimmen und in Kontexten eines „Allgemeinen“ verrechnen, sei es in dem des *Sozialen*, des *Begriffs*, der *Norm*, des *zeiträumlich* Kontingenten oder schließlich in einem quantitativ gedachten Begriff der *Größe* und *Zahl*. Die Kategorien der Individualität und Totalität und die Begriffe des Allgemeinen jeglicher Art schließen sich schon ihrer Logik nach gegenseitig aus. Die Grundannahmen sind in beiden Fällen nicht kompatibel. Beides liegt in verschiedener Dimension, es ist disjunktiv geschieden und berührt sich in Wirklichkeit gar nicht, auch wenn, was in unterschiedlicher Dimension liegt, bei dem *auch* über ein *sekundäres* Bewußtsein 'geschalteten' Menschen beständig im Kampf liegt und sich das Recht streitig macht.

Die Konsequenz daraus ist: *Wenn es in Wirklichkeit nur Individuelles gibt, kann es kein Allgemeines geben, das denselben Anspruch auf Wirklichkeitsgeltung erheben könnte.* Der logische Status des Allgemeinen ist ein anderer, herabgestufter. Nominalistisch reduziert, ist das Allgemeine ein bloßes „Zeichen“, ein „technisches“ Instrument zur Verrechnung von Größen, Bedeutungen und Wertigkeiten im Rahmen selbst gesetzter Meßgrößen (Parameter, Normen). Der gegenüber beiden Bedeutungen indifferente lateinische Begriff des *universale* verdeckt diesen grundlegenden dimensional und kategorialen Unterschied.

Ausgangspunkt aller weiteren Überlegungen muß also mit Leibniz sein:

Es gibt in Wirklichkeit nur Individuelles (ein Allgemeines kann nicht wirklich sein).

Keine zwei Dinge sind sich gleich (es gibt keine Dubletten).

Wenn die individuellen Dinge aber nicht einfach isoliert nebeneinander stehen sollen – und das haben sie nie getan –, stellt sich die Frage, wie und worin sie übereinkommen können. Darauf gibt Leibniz eine überzeugende Antwort, indem er den komplexen Begriff des Individuellen- und-Universellen mit dem Begriff der Kausalität verbindet und beides vom Begriff des Allgemeinen im Sinne einer allgemein geltenden Rechenart und Gesetzmäßigkeit ablöst.

Bezüglich der *Gemeinschaftlichkeit* der Individualitäten in einem gemeinsamen Verstehens- und Wirkungsfeld ergeben sich Fragen, die sowohl zur Bestimmung des Begriffs der Individualität aus auch zum Verständnis der Kategorie des Universellen weiterführend sind:

1. „Was ist nun das Unterschiedslose („Identische“) der Individualitäten, wenn es *nicht* ein „Allgemeines“ und „Gleiches“ ist?

2. Was heißt, daß die „Identischen“ sich „nicht unterscheiden“, wo sie doch ganz und gar verschiedene, gesonderte Individualitäten sind?

Die von Leibniz vollzogene Abgrenzung gegen das herkömmliche Verständnis des „Identischen“ als eines „Allgemeinen“ und „Gleichen“ ist deutlich: Das „Indiscernibilium“ meint keineswegs

⁵ Vgl. insbesondere die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“.

„unterschiedslos sein“ im Sinne von „gleich sein“. Hier muß vielmehr ein formaler Unterschied und ein mit ihm verbundener, unterschiedlicher Wirkungsmechanismus deutlich markiert werden:

a) Das im Sinne des „Allgemeinen“ verstandene „Gleiche“ wäre im Sinne eines „gemeinsamen Nenners“ oder „gleicher Eigenschaften“ ein von *außen* her Angelegtes, bestimmt Angebbares, begrifflich Definierbares, einer Regel Unterworfenen usw. Dem so verstandenen „Gleichen“ bzw. „Allgemeinen“ muß alles Einzelne *subsumierbar* sein und d. h. *unterworfen* werden. Das Identische qua Allgemeines *herrscht* über das Einzelne. Leibniz Begriff der „Identität“ hat damit aber gar nichts zu tun. Es gibt in ihm kein bestimmendes Allgemeines und kein subsumierbares Einzelnes, sondern nur Individualitäten in ihrem freien und spezifischen Verhältnis zueinander.

b) Was Leibniz' Begriff der „Identität“ betrifft, heißt das, daß er einerseits *individuell* verstanden, zu einer *Kategorie des Individuellen* gemacht wird und andererseits *absolut* ist bzw. zu einer *Kategorie des Absoluten* gemacht wird. Mit anderen Worten wird die All-Einheit zum Wirkungsfeld der Individualitäten gemacht. Ein solcher Begriff der Identität bzw. Gemeinschaftlichkeit der Individualitäten ist – ebenso wie der des Absoluten – seinem *Inhalt* nach *rein positiv*, seiner *Form* nach aber *rein negativ*. Mit anderen Worten ist er *vollbestimmt* und zugleich *nicht bestimmbar*. Er enthält *vollkommene Unterschiedenheit* ineins mit *gänzlicher Nichtunterscheidbarkeit*.

c) Es ist deutlich, daß ein solcher Begriff, wollte man ihn innerhalb der Logik des Allgemeinen ausformulieren, zwangsläufig paradoxe Züge annehmen muß, denn er spielt *dieselben* Sachverhalte nach *zwei* Seiten, die sich einerseits *ausschließen*, andererseits aber auch notwendig *einschließen*. Beides zusammen wird im Begriff der Koinzidenz zum Ausdruck gebracht. Kategorien dieser Art haben gleichsam ein *geschlossenes* und ein *offenes* Ende und verbinden beide Eigenschaften miteinander. Das Verhältnis von Ursache und Wirkung trägt diesem Gesichtspunkt der *gleichzeitigen* Begrenzung *und* Entgrenzung Rechnung, denn so wie die Wirkung ihre Ursache einschließt, insofern sie Wirkung *eben dieser* und keiner anderen Ursache ist, so bleibt die Wirkung andererseits nicht auf den Bereich dieser Ursache beschränkt und geht in den Auswirkung auf anderes und auf den Gesamtzustand weit über diese hinaus.

Die mit der oben zitierten Stelle (vgl. S. 4) verbundene Frage ist berechtigt und bleibt doch verwirrend: Was hat denn das Wachsen des xy mit der dadurch bedingten Veränderung *in mir* zu tun, und wie wirkt es sich *in allem anderen* aus? Die Antwort lautet: nichts – und alles. Die Logik dieses „Alles und Nichts“ ist zu entwickeln.

Inwiefern das „Individuelle“ ein mit sich selbst „Identisches“ ist und d. h. *eben nur ist was es ist*, ist es zugleich ein „indiscernibilium“, d. h. *ein von allem anderen nicht Unterscheidbares*. Beides zusammengenommen besagt: *Es ist ein allseitig Bezogenes*.

Die hinreichende Antwort muß hier wiederum *in zwei Richtungen zugleich* gegeben werden: Das nach zwei Seiten hin ausgelegte „Identische des Nichtunterscheidbaren“ ist *einmal* das strikt Singulare, dasjenige, was ein jedes als es selbst ist; *zum anderen* aber ist es dasjenige, worin kein Unterschied mehr gemacht werden kann. Diese nach zwei Seiten sich auslegende Nichtunterscheidbarkeit verknüpft das Individuelle mit dem Universellen, in dem die mit sich und mit dem Ganzen „Identischen“ einbegriffen sind, übereinkommen können und Gemeinschaft haben. Das Individuelle *koinzidiert* und *korrespondiert* somit *unmittelbar* mit dem Universellen, und umgekehrt. Nur dadurch kann ein Allgemeines aus der Wirklichkeit wirksam ausgeschlossen werden: *es wird nämlich gar nicht benötigt zum individuellen und universellen Verkehr*.

Weitere, denselben Gedanken ausführende ex negativo unterstützende Folgerungen aus dem Gesagten sind:

- Das mit sich Identische blieb als ein „Einzelnes“ im herkömmlichen Verständnis ein „Unaus-

sagbares“ (ἄρητος), von dem es letztlich auch keinen Begriff geben konnte. Insofern blieb das rein Singulare, strikt Individuelle ein für das begriffliche Denken unerreichbares „Niemandland“. Es konnte in der konkreten Anwendung immer nur einem Allgemeinen unterworfen, in Reih' und Glied gestellt und in seinem eigenen Anspruch negiert werden. Wo ein Allgemeines das Sagen hat, hat die Individualität nichts mehr zu melden.

- Auch das Leibnizsche „Identische“ kann als ein „Nichtunterscheidbares“, Gemeinsames nicht mehr kodifiziert, begrifflich festgesetzt und zum dogmatischen Abgrenzungskriterium zwischen Gruppen und Weltanschauungen gemacht werden. Ein so verstandenes, einerseits *erfüllendes* und andererseits *leer* bleibendes „Gemeinsames“ (das κοινόν bei Heraklit) leugnet (im Unterschied zum „Gleichen“) nicht den radikalen Unterschied des Andersseins, der die Individualitäten kennzeichnet; es setzt ihn vielmehr notwendig voraus. Die unüberbrückbar bleibende *Differenz* der Individualitäten ist nun aber in einem Gemeinsamen *eingeschlossen* und nicht – wie beim Allgemeinen – aus diesem *ausgeschlossen*. Mit anderen Worten wahrt bestätigt das „Absolute“ die individuellen Differenzen, während das „Allgemeine“ sie zwar nicht auslöschen kann, aber doch ignorieren und praktisch übergehen muß.

- Das „Identische“ ist in beiden Hinsichten zugleich betrachtet *zugleich* ein „Absolutes“ und ein „Individuelles“, das nichts von sich *ausschließen* muß, weil es sich mit nichts *gleichgemacht* hat. Umgekehrt gilt, daß es nichts mit sich gleich machen muß, *weil* es nichts von sich ausgeschlossen hat. Es gibt somit im Bereich der Individualitäten, der der Bereich des Absoluten bzw. der Wirklichkeit ist, keine Vorschrift und keine Herrschaft, sondern nur ein „individuelles Gesetz“ (Simmel⁶). *Das Absolute ist die reine Differenz der Individualitäten in paradoxer Koinzidenz mit deren reiner Identität.*

Was die *hermeneutische* Explikation dieses Gedankens betrifft, noch ein paar Worte zum Abschluß.

- Das Verstehen des Individuellen ist *nicht* angewiesen auf ein *vorgängiges* Verstehen des Allgemeinen. Es wird im kommunikativen Verhältnis gleichzeitig über sich selbst und über das Absolute geschaltet, und nur wenn und indem beides zusammenkommt, ist Verstehen möglich.

- Das Individuelle ist durchaus der Sprache fähig, aber es hört damit nicht auf, ein „Unaussprechliches“ zu sein. Es spricht vielmehr sich selber aus und *bleibt* darin unaussprechlich. Mit anderen Worten ist das Identische qua Absolutes ein Inneres, Implizites, das sich äußert, explizit macht, sprachlich darstellt usw., bei alledem aber nicht aufhört, ein Inneres zu bleiben.

- Was sich so zur Darstellung bringt, ist das Individuelle *als ein solches*, das, indem es sich ausdrückt, kein Allgemeines bemühen muß und auch keinen Maßstab für Andere und anderes bildet, sondern eben nur „verstanden werden will“.

- Mit anderen Worten ist das Verstehen *aus, im und durch* den individuellen Selbst-Ausdruck als Darstellung seiner selbst nicht angewiesen auf ein Medium des Allgemeinen, auch wenn es im Gebrauch der Sprache durchaus *auch* über ein solches verfügt. Das Verstehen des Individuellen als eines solchen ist nur möglich im Medium des Absoluten. Es läuft nicht über das Zwischengerüst eines Allgemeinen, das nie einen adäquaten Zugang zu ihm gibt.

- Die hermeneutische verstandene Rede bzw. Sprache nimmt von daher einen Doppelcharakter an. Die bereits vorhandene Sprache ist als Medium der Verständigung kein „Individuelles“ und hat auch keinen Bezug zur „Totalität“. Sie ist aber auch nicht lediglich ein „Allgemeines“ und fungiert vielmehr als *all dies zugleich*.

- Dennoch kann man nicht sagen, daß zu jeglichem Verstehen stets alle drei sprachlichen Grund-

⁶ Vgl. Georg Simmel, Das individuelle Gesetz. Erschienen in: Logos IV, 1913. Wiederabgedruckt in: Ders., Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1968, S. 174-230.

lagen erforderlich sind. Die Beziehung von „Sprache“ und „Verstehen“ ist näher besehen asymmetrisch: Ein Verstehen im Individuellen und kraft des Individuellen ist auch ohne Rekurs auf ein Allgemeines durchaus möglich. Umgekehrt jedoch wäre ein *Sichverstehen im Allgemeinen allein* gar nicht möglich. Es gilt also auch hier eine doppelte Aussage: Auf der einen Seite schließt das Verstehen im Allgemeinen ein Sichverstehen aus. Auf der anderen Seite aber schließt auch das Verstehen des Allgemeinen – soweit es nicht äußerlich oder rein formal ist – ein Sichdarinverstehen des Individuellen ein.

Aus der Asymmetrie des individuellen und allgemeinen Verstehens folgt: Die Individualität braucht nur *Gemeinschaftlichkeit*, nicht aber *Allgemeinheit* als Grundlage des Sich-und-andere(s)-verstehen-könnens. Gemeinschaftlichkeit ist somit das Medium der Individualitäten, während sie sich im Allgemeinen entfremdet fühlen – *es sei denn sie machen es sich zu ihrer eigenen Sache*.